



Du atmest ein, du atmest aus



Playa Santa Teresa (beide Bilder) ist einer der besten Surfstrände weltweit

Das Paradies? Hat man auf der Halbinsel Nicoya in Costa Rica für sich allein – fast VON JULIUS SCHOPHOFF

M

orgens um halb sechs hast du das Paradies noch für dich. Geweckt vom Geschrei der Brüllaffen, trittst du in den Dschungel, der die einzige Straße Santa Teresas vom Pazifik trennt. Du läufst durch einen grünen Blättertunnel, der duftet wie ein Bananen-Papaya-Smoothie, bis sich ein Bilderbuchstrand vor dir ausbreitet, mit Pulversand und Kokospalmen. Du streifst die Flipflops ab und wirfst dich mit deinem Brett in die warmen Wellen, tauchst unter den Weißwasserlawinen durch und wogst im dunkelgrünen Ozean. Überm Dschungel geht die Sonne auf, gelb und schwer, aus dem leuchtenden Dunst lösen sich drei Pelikane und segeln im Tiefflug übers Wasser. Die nächste Welle ist deine.

40 Stunden dauerte die Flucht vor dem deutschen Spätherbst. Costa Rica, das Land der Wälder, Vulkane und Wasserfälle, der Tukane, Frösche und Faultiere, hat einen neuen Hotspot – doch der liegt in keinem der Nationalparks, sondern an einem Strand auf der Halbinsel Nicoya an der Westküste. Santa Teresa: weißer Sand, perfekte Wellen, magische Sonnenuntergänge und, wie sie hier zum Gruß und zum Abschied rufen, »*pura vida!*«, pures Leben!

Schon auf der Autofahrt über den Golf von Nicoya lief Salsa bis zum Anschlag, Hüften kreisten, Büchsenbiere und Cocktails gingen über den Tresen – morgens um neun im laut »Happy Planet Index« glücklichsten Land der Erde. Die letzten zehn Kilometer schaukelte der Kleinbus über die einzige Zufahrtsstraße nach Santa Teresa, eine Buckelpiste mit Schlaglöchern, tief wie Badewannen. In den Reihen, neben vielen jungen Paaren, saß eine Londonerin, die nicht nur einen Rucksack, sondern drei schwere Reisetaschen dabei hatte, weil sie nicht zwei Wochen bleiben wollte, sondern den Rest ihres Lebens – wie so viele, die einmal in Santa Teresa waren. Mit versonnenem Blick erzählte sie von der Magie des Ortes und dass sie sich mit Physiotherapie und Yogastunden durchschlagen und irgendwann ein Geschäft eröffnen wolle. Dann, endlich, tauchten die Cafés, Restaurants und Surfshops von Santa Teresa vor dem matten Fenster auf.

Nach den ersten, einsamen Wellen füllt sich der Surf. Jungs mit verwachsenen Mähnen schneiden mit Shortboards durch die Brecher, im Weißwasser stehen Anfänger auf Brettern, groß wie Kajaks, und entfernen sich in Zeitlupe von ihren johlenden Lehrern. Immer mehr Gestalten treten aus dem Dschungel, legen die Boards in den Sand und observieren die Dünung, andere lehnen mit Kaffeebechern an Treibholzstämmen. Jogger, Spaziergänger, Hunde ziehen vorbei, Mädchen in Stringtangas, Jungs mit Sixpacks. Santa Teresa ist jung und schön, schlank und gebräunt, muskulös und tätowiert.

Im Hotel Meli Melo senst Frederic, der Besitzer, mit einer Machete durch seinen verschlungenen Garten, in dem Feigen und Papayas wachsen und am Pool der Hibiskus blüht. Frederic, 45, ein stämmiger Franzose mit Stoppelbart und Cap, hat sich vor 17 Jahren mit seiner Frau Melanie hier niedergelassen. »Ich bin an allen Küsten aller Ozeane gesurft«, sagt er. »Santa Teresa ist einer der besten Surfstrände der Welt.« Er funktioniere zu jeder Jahreszeit, bei jeder Tide und Wellenrichtung. Anderswo muss vieles zusammenkommen, hier surfen sie 365 Tage im Jahr.

Meli Melo haben Frederic und Melanie ihr Hotel genannt, Mischmasch, weil Santa Teresa schon lange Menschen aus aller Welt anzieht. Gerade sind Franzosen und Spanier zu Gast, Österreicher und Deutsche, Argentinier, Kanadier, Kalifornier, Texaner und zwei ergraute Beachboys von Long Island, New York, die mit breitem Slang von der guten alten Zeit erzählen, *I tell you what!*

Die Ausländer sind es auch, die den Ort aufgebaut haben. Als Frederic und Melanie Mitte der Neunziger zum ersten Mal kamen, war Santa Teresa ein Geheimtipp unter abenteuerhungrigen Surfern, die in Bussen oder Hütten ohne Strom hausten. Den Strand teilten sie sich mit ein paar wenigen Aussteigern.

Heute reihen sich im Zentrum, das sich über drei Kilometer entlang der Küstenstraße erstreckt, Hotels, Cafés und Restaurants aneinander, farbige, offene Häuser, keins höher als drei Stockwerke, aus denen Bob Marleys Stimme und der Geruch von Cannabis dringen. Zwischen Straße und Pazifik wuchert an vielen Stellen noch ein 200 Meter breiter Streifen Urwald, in dem Brüllaffen durch die Baumkronen turnen. Zum Landesinneren steigt die Landschaft

steil an, dichter Dschungel bedeckt den Hang, nur hier und da blitzen die Panoramafenster der Villen und Honeymoonsuiten aus dem Wald.

Aussteiger aus aller Welt haben in Santa Teresa das Setting für ihren Lebenstraum gefunden: Ein japanischer Sushi-Meister zwirbelt im Koji's Restaurant feinste Thunfischröllchen, und wenn ihm der *catch of the day* am Fischmarkt nicht zusagt, schließt er seinen Laden gar nicht erst auf. Eine strohblonde Kanadierin pinselt im offenen Atelier des Zwart Cafe rosa Herzen, während ihre Gäste an Kohl-Smoothies mit Chia-Samen saugen. Eine Schottin mit der vielleicht absurdesten Geschäftsidee serviert in einer Drive-in-Cocktailbar fruchtig-scharfe Jala-Piñas, ohne Zucker und Zusatzstoffe, aber mit einem ordentlichen Schuss Rum. Pures Leben, purer Genuss, grün und gesund, regional und frisch – es ist fast wie in Prenzlauer Berg, nur dass das Obst hier von den Palmen fällt und der Fisch für das Sashimi vor der Küste schwimmt.

Es wird weiter viel gebaut, in die Nachbarschaft der Aussteiger ziehen nun auch die ersten Hosteltketten. Spaziert man vormittags durchs Zentrum, fragt man sich, wie viel mehr Santa Teresa verträgt: Motorräder, Quads und Jeeps, Busse, Coca-Cola-Trucks und Zementlaster brethern vorbei und hüllen die Straße in Staub. Die Augen brennen, Fußgänger binden sich Tücher um Mund und Nase, Cafébesitzer und Hoteliers bewässern die Sandpiste vor ihren Grundstücken. Bis vor ein paar Jahren haben sie Zuckersirup auf die Straße gekippt, um den Staub zu binden, mittlerweile wird sie zur Trockenzeit geteert. In ein paar Tagen ist es so weit, die Saison geht ja gerade erst los. Doch spätestens im Mai spült der große Regen die dünne Asphaltdecke wieder weg.

Manch einem wird das alles langsam zu viel. Im Rancho Itauna, einem Hotel und Strandrestaurant mit brasilianischer Küche, sitzt Peter aus Österreich unter dem Strohdach seiner Rezeption. Neben an, auf seiner Palmenterrasse, schimpft seine brasilianische Frau mit der Tochter, zwei Leguane verkriechen sich unter einem toten Baumstamm. Peter, 48, ist ein langer Surftyp, sein rechter Arm ist voll tätowiert, die blonde Mähne wird lichter. Vor 24 Jahren ist er vor der Längeweile der Kurstadt Baden bei Wien geflohen und nach einer Reise durch Mittel- und Südamerika hier gelandet. »In der Hauptsaison, wenn der Staub meinen ganzen Garten bedeckt«, sagt er, »will ich manchmal nur noch hier weg.« Er hat schon vorgesorgt und ein Stück Land in Panama gekauft. »Aber dann gehe ich nach vorn an den Strand und sehe die Sonne untergehen und denke mir: Ach, ein bisschen bleibe ich noch.«

Peter und das Paradoxon von Santa Teresa: Man lebt von den Gästen – will aber gleichzeitig, dass es nicht zu voll wird im Paradies. Außer dienstags. Beim »Deep Tuesday« strömt das ganze Dorf zu den House-Partys ins Itauna, die Straße vor seinem Tor ist über Hunderte Meter zugesperrt, am Strand fackelt ein haushohes Lagerfeuer, Gäste tanzen wie in Trance. »Du müsstest mal Silvester hier sein«, sagt Peter. Der 31. Dezember ist sein Geburtstag, und als der britische *Guardian* die »besten Silvesterpartys der Tropen« auflistete, stand seine Feier ganz oben, vor Goa in Indien und Tulum in Mexiko. Von Panama stand da nichts.

Das Wilde lässt sich ohnehin nicht vertreiben aus Santa Teresa. Wenn du mittags durch den Blättertunnel läufst und der Straßenlärm vom Wellenrauschen abgelöst wird, vergisst du schnell, dass es überhaupt irgendwas anderes gibt als Dschungel, Strand und Meer. Rabengeier kreisen am Himmel, Schmetterlinge kämpfen gegen den Wind, der nun so kräftig landeinwärts fegt, dass du nicht merkst, wie dir der Nacken versengt. Die Flut holt sich die Kokosnüsse, rote Krabben huschen in ihre Sandlöcher. Das Meer wirft sich dir nun so heftig entgegen, dass du es mit deinem Brett kaum noch nach draußen schaffst. Du wirbelst im pazifischen Schleudergang, schluckst Wasser, schnappst nach Luft, fluchst in die Gischt – doch du darfst jetzt nicht den Kopf verlieren, sonst merkst du nicht, wie dich die Strömung forträgt, zu den Felsen oder raus aufs Meer. Wenn du dich an Land geschleppt hast und in den Schatten von einem dieser Bäume sinkst, deren knorrige Stämme sich in den Sand krallen: Lass dich nicht von seinen grünen Früchten verlocken. Das ist ein Manchineelbaum, sie nennen ihn *manzanilla de la muerte*, Äpfelchen des Todes.

Es wird Zeit, selbst ein bisschen Staub aufzuwirbeln: mit einem Quad die Küstenstraße auf und ab. Über zehn Kilometer breiten sich die Strände aus, abseits von Santa Teresa weisen Schilder an verwilderten Auffahrten auf die Hotels und Restaurants hin, Straßencafés gibt es kaum noch. Am südlichen Ende der Küstenstraße liegt der Hafen von Mal País, der aus einem Dutzend Fischerbooten und ein paar Bretterbuden besteht, in denen kräftige

COSTA RICA



Schlafen

Das Hotel Meli Melo in Santa Teresa ist perfekt für Surfer mit knappem Budget, die zu alt für Hostels sind: familiäre Atmosphäre, Leih-Boards, bunte Zimmer ohne Tamtam und Fernseher, dafür mit Klimaanlage. Für Selbstversorger (DZ ab 57 €).

Das Panamar an der Playa Hermosa bietet Platz und Luxus. Es gibt zweistöckige Villen am Pool (vier Personen mit Frühstück ab 390 €) oder Bungalows am Strand (DZ mit Frühstück ab 225 €). Yoga ist für Hausgäste inklusive. Ansonsten zahlt man je Einheit 13 € hotelmelmelo.com panamavillas.com



Essen

Auf den ersten Blick ist das Product C ein Fischimbiss und Szenetreff im Innenhof des Commercial Center in Playa Carmen. Auf den ersten Bissen ist es das beste Fischlokal der Gegend. Der Chef ist aus Vancouver, seine Mutter, bis auf die Glatze tätowiert, serviert Sashimi und Fisch-Tacos und brät den feinsten Thunfischburger überhaupt



Erleben

Bei der Zip-Line-Tour von Canopy Mal País bringt ein Laster die Teilnehmer den Berg hinauf, hinab geht es an bis zu 500 Meter langen Drahtseilen. Auf der letzten der elf Zip-Lines schwebt man auf einem Surfbrett über die Bäume. Tourstart um 9, 11, 13.30 und 15 Uhr. Vorab reservieren! Pro Person 44 €, Shuttle von Hotels in Santa Teresa und Mal País 9 €. canopymalpais.com



ANZEIGE

Mein Schiff.

Eine Klasse für mich.



HIER WIRD DIE ROUTE NIEMALS ROUTINE.

NORDLAND • 8 Nächte • Mai bis September 2019

Balkonkabine • ab 1.795 €**

PREMIUM ALLES INKLUSIVE*

Mehr im Reisebüro, unter +49 40 60001-5111 oder auf www.tuicruises.com

* Im Reisepreis enthalten sind ganztägig in den meisten Bars und Restaurants ein vielfältiges kulinarisches Angebot und Markengetränke in Premium-Qualität sowie Zutritt zum Bereich SPA & Sport, Entertainment und Kinderbetreuung. | ** Flex-Preis (limitiertes Kontingent) p. P. bei 2er-Belegung einer Balkonkabine ab/bis Hafen, An-/Abreise nach Verfügbarkeit zubuchbar. | TUI Cruises GmbH • Heidenkampsweg 58 • 20097 Hamburg • Deutschland

Ticos meterlange Goldmakrelen filetieren. Es ist der einzige Ort, an dem du mit Englisch nicht weit kommst und die Männer mit dem Finger auf den »Gringo« zeigen. Dann reichen sie dir rohen Thunfisch und Vodka Lemon aus der Dose, morgens um zehn, und wenn du ablehnst, weil du morgens noch nicht trinkst, reißen sie die Büchse für dich auf.

Im Norden wird die Küstenstraße hügeliger, dann geht es wieder bergab, und die Reifen des Quads versinken in Flussläufen. Hier, in Playa Hermosa, befinden sich viele Luxusresorts, darunter das berühmte Flablanca, das viele der Schauspielers, Supermodels und Sportstars anzog, die heute selbst prächtige Villen am Hang besitzen: Mel Gibson, Leonardo DiCaprio, Gisele Bündchen und ihr Ehemann, der Quarterback Tom Brady. Von der Gründerin des Flablanca, einer Frau namens Susan Money, heißt es, sie sei die erste Ausländerin gewesen, die nach Santa Teresa zog. Heute führt sie das Yoga-Resort nebenan, das Panamar.

Luxus, Hollywood, eine Frau namens Susan Money – aber dann, in einem kleinen Büro neben der Rezeption des Hotels, lümmelt sich eine 70-Jährige in Yogahose auf einem Drehstuhl, sagt *shit* und *fuck* und scheint sich um rein gar nichts zu scheren. Sie trägt buschige Ohrringe, knalligen Lippenstift und ein rotes Stirnband, man könnte sie für eine Durchgeknallte halten. Doch dann, ohne dass du eine Frage gestellt hättest, erzählt sie ihre Geschichte, die dich staunend zurücklässt: Es ist die Geschichte einer Zahnreinerin aus Kalifornien, die vor 30 Jahren hier am Strand campete, bis sie den Grundbesitzer ausfindig machte, einen steinreichen Ami, und ihn so lange bezirrte, bis er ihr das Geld lieh, um ihm ein Stück seines Landes abzukaufen und ein Luxusresort darauf zu errichten, das berühmte Flablanca. Die sich auf einer der elenden Buckelpisten mit dem Auto überschlug, ihren einjährigen Enkel verlor und fast auch ihr eigenes Leben. Die das Flablanca aus einer Laune heraus verkaufte, für zehneinhalb Millionen Dollar – mit denen dann ihr Makler durchbrannte. Die fortan Häuser in Santa Teresa putzte, wo alle sie kannten und dachten, sie sei verrückt geworden. Die eines Tages eine Frau am Strand traf, die ihr spontan eine Million Dollar lieh, um das Panamar zu bauen – als Dankeschön,

weil Money sie und ihre 13 Verwandten einst, an Weihnachten, nicht vor dem ausgebuchten Flablanca stehen ließ, sondern ihnen Yogamatten im Haus auslegte. »*Oh dear*, ich erzähl schon wieder zu viel«, sie springt von ihrem Stuhl auf, »du hast ja noch gar nichts gesehen!«

Barfuß tänzelt sie durch den Garten, vorbei an zweistöckigen Villen mit viel Stroh und Bambus, über eine Brücke am Pool, der sich durchs Resort schlängelt wie ein Fluss, bis zu einem nach drei Seiten offenen Yagarium. Hier lehrt ihre Tochter Nancy, wie man den Atem, *prana*, des Meeres, *mar*, am ganzen Körper spürt – und Susan atmet mit, jeden Morgen. Wie die 70-Jährige so durch ihr Anwesen schwebt, fragst du dich, was ihr Geheimnis ist: die Yogastunden oder das Klima auf der Halbinsel Nicoya, einer von weltweit fünf »Blue Zones«, in denen ungewöhnlich viele Menschen über hundert Jahre alt werden.

Eine Stunde mit Susan Money, und du hast den Staub vergessen und siehst nur noch das Gute am Strand der unbegrenzten Möglichkeiten. Der Boom, sagt sie, bringe Geld und Arbeit und Bildung: Sie haben jetzt eine internationale Schule hier, die Hälfte der Schüler sind Einheimische, die bald so geschliffen Englisch sprechen wie der blonde Jüngling an ihrer Rezeption – und später vielleicht selbst ein Tourismusgeschäft aufziehen. »Okay, *sweethearts*«, sagt sie, sie müsse los. Doch bevor sie davonflattert, empfiehlt sie noch einen Sundowner an der Strandbar.

Und da liegst du, in einer Hängematte zwischen zwei Kokospalmen, mit einem Mojito in der Hand. Du blickst in den glühenden Himmel und lauschst dem Puls des Meeres, du atmest ein, du atmest aus, Panamar. Du holst dir den nächsten Mojito, weil Happy Hour ist im glücklichsten Land der Erde. Du siehst, wie die Einsiedlerkrebse ihre Häuser durch den Sand schleppen, eine Armada kleiner Backpacker, und du fragst dich, wie es wäre, nur nach Hause zu fliegen, um deine Sachen zu packen und mit drei Reisetaschen wiederzukommen. Du könntest einen Laden aufmachen, eine Drive-in-Craft-Beer-Brauerei oder ein Strandcafé mit zuckerfreien Schwarzwäldern Kirschtorten. Startkapital? Ach! *Pura vida!* Geh einfach am Strand spazieren, irgendjemand wird dir schon eine Million leihen.